

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 9 (1905)

Artikel: Ein Wiedersehen [Schluss]
Autor: Waser, Maria
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-576195>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

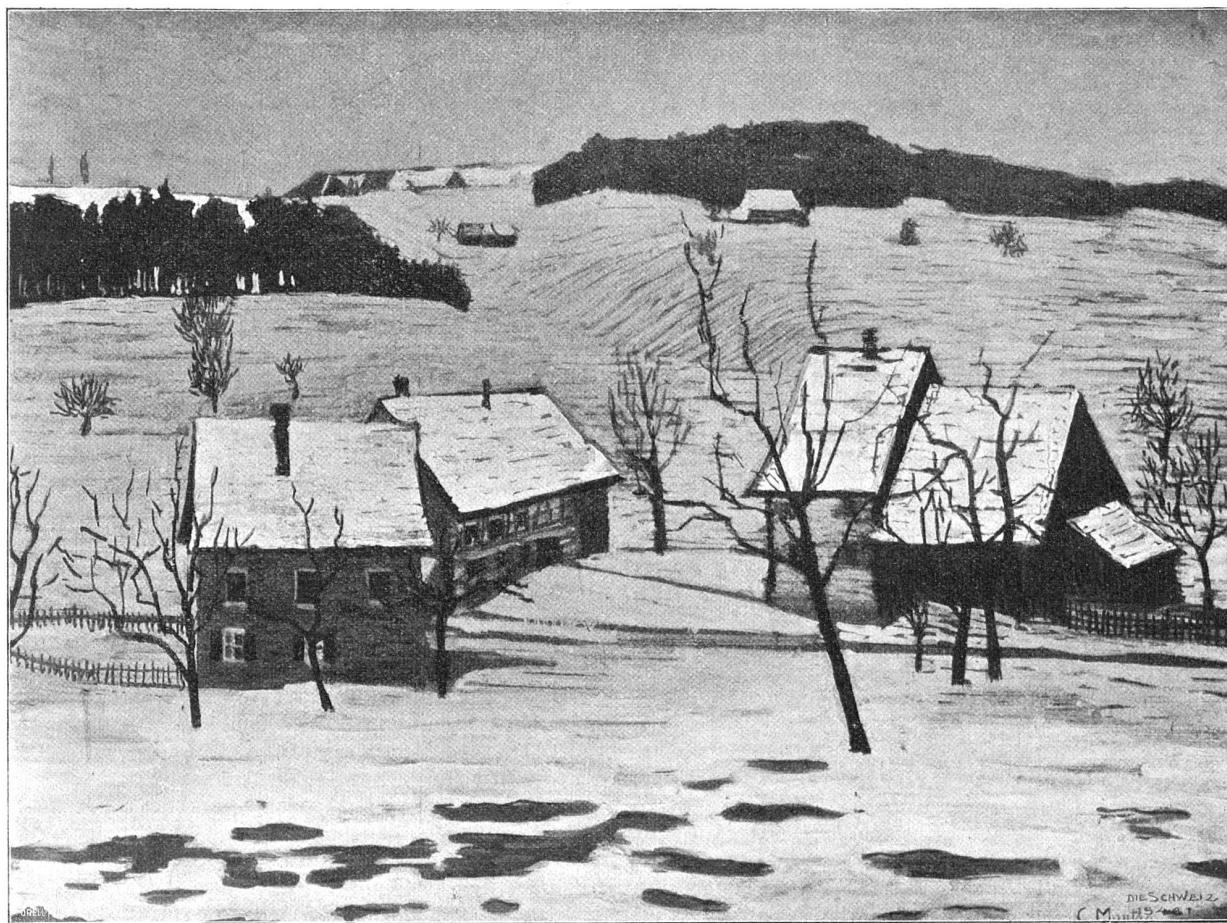
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Im Winter. Nach dem Gemälde von Carl Montag, Winterthur-Paris.

Ein Wiedersehen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novellistische Skizze von Maria Waser, Zürich.

(Schluß).



it dem Frühjahr kam der Abschied von Schule und Kindheit, und als meine Freundin und ich zum letzten Mal zusammen in unserm lieben Walde umhergingen und das frühlinghafte Sprossen rings verfrühtes Heimweh und hoffnungsvolles Ahnen in uns weckte, schworen wir uns heilig und teuer, einander jederzeit gleich Mitteilung zu machen, wenn die eine oder andere etwas von Herrn Schwarzmann vernehmen sollte.

Dann gingen wir beide fort — in die Fremde, und es kamen für uns jene Zeiten, wo einem das Leben so furchtbar ernst und die Menschen so grenzenlos wichtig und das eigene arme Ich so unsäglich unterdrückt vorkommt, wo man anfängt, große Entdeckungen an seiner eigenen kleinen Seele zu machen und wo man diese Seele unsäglich zu lieben beginnt: die Zeiten des Unverständeneins. Je einsamer und unverständener ich mir aber unter den lieblosen Fremden vor kam, desto höher stieg in meinen Augen der Mensch, der meine Seele so ganz zu würdigen verstand, und

meine Verehrung für Herrn Schwarzmann wuchs ins Ungeheure. Ob diesem Gefühl der Verehrung sich auch ein anderes, dasjenige, das man unter Backfischchen mit dem Worte „Schwärm“ zu bezeichnen pflegt, beimischte, wußte ich selbst nicht zu sagen. Es war aber zu jener Zeit, daß ich mein erstes Liebesgedicht machte. Ich kam mir dabei sündhaft und interessant vor, als ob ich ein großes, ein wenig gräßliches Geheimnis umhertrüge, was bewirkte, daß ich meine Altersgenossinnen mit Überlegenheitsgefühl und schlechtem Gewissen zugleich betrachtete. Die Verse aber, die ich damals nicht niederzuschreiben wagte, lauteten:

 Du leuchtender lachender Sonnenschein,
 Wie strahlst du ins wonnige Herz mein,
 Wie durchzitterst du flutend mein ahnend Gemüt,
 Wie entflammst du die Liebe, die mich heimlich durchglüht!

 Du sengender brennender Sonnenstrahl,
 Wie schaffst du der Seele so bittere Qual,
 Wie so grell du ins wunde Herz mir lachst,
 O Sonne, wie tief du mich elend machst!

Ich glaubte diesen Strophen alle Lust und Leid meines heimwehvollen Herzens anvertraut zu haben. Die heimliche Liebe aber war so heimlich, daß ich selbst nicht wußte, wem sie galt. Freilich geschah es jedesmal, wenn ich die Strophen — zu denen ich eine schauerlich wilde Melodie erdacht — vor mich her sang, daß ich plötzlich die Augen des Herrn Schwarzmünn vor mir sah. Wenn ich aber jeweilen in meiner innerlichen Betrachtung von diesen Augen niederwärts zu den fraglichen Nasenflügeln gelangte, so sagte mir eine innere Stimme: „Nein, er ist es doch nicht; für Herrn Schwarzmünn hast du eben Verehrung.“ An diese Verehrung aber, an ihre Berechtigung und ihre ewige Dauer glaubte ich so fest, wie an Treue, Liebe, Religion und überhaupt alle idealen Güter der Menschheit.

* * *

Es war einige Jahre später, als dieser schöne Glaube einen jähnen Stoß erhielt. In einer fröhlichen jungen Gesellschaft ward irgendwie der Name „Rodolfo Schwarzmünn“ genannt. Da rief einer der jungen Leute lachend aus: „Ah, Sie meinen den überspannten Maler! Ein gräßlicher Phantast das, und als Künstler übrigens ganz untüchtig!“ O über die häßlichen Worte! Und wie ich den Geschmähten mit der ganzen Leidenschaftlichkeit meines empörten Herzens verteidigte! Aber als ich nachher in meinem Zimmer mit mir allein war, da kam ein großes Elend über mich. Meine Aufregung, daß Leidenschaftliche meiner Verteidigung hatte mir mit einem Male gezeigt, daß mein Glaube an Herrn Schwarzmünn ins Wanken gekommen war. Ganz leise und ohne daß ich es bemerkte, war mein Jugendideal von seinem Piedestal heruntergestiegen und stand nun traurig und glanzlos im Staube da. Ich wußte auf einmal: ich war Herrn Schwarzmünn untreu geworden. Dies aber war die dritte große Treulosigkeit meines Lebens, und zum dritten Mal empfand ich jenen häßlichsten Schmerz, jenes bitterste Leid, das uns die Entdeckung der Unbeständigkeit unserer eigenen Seele gibt.

Ich war kaum sieben Jahre alt, als zum ersten Male blizartig die Erkenntnis eigener Untreue über mich kam, und so tief hat sich jenes Erlebnis in meine Seele gegraben, daß ich es heute noch mit all seinen Einzelheiten durchfühlen kann.

In unserm Garten war es. Ich saß in den breitverzweigten Asten des blühenden Quittenbaumes, der rosige Blättchen zögernd langsam durch die blaue Frühlingsluft zu Boden schweben ließ, und ich erzählte der kleinen Helia — so hieß meine sonnenhaarige Puppe — vom Winkelried. Meine Mutter hatte mir kurz vorher die herrliche Geschichte des großen Helden erzählt, und so tief hatte sie mich erschüttert, daß mein ganzes Denken davon erfüllt war. Helia trug ihr rotes Sammetkleidchen, das ich so sehr an ihr liebte, und während sie auf meinen Knieen saß, spielten die Sonnenstrahlen in ihrem langen Seidenhaar. Sie blickte mich mit ihren großen blauen Augen erstaunt an und lächelte. Und ich erzählte vom Stolz der Österreicher und von der Eidgenossen Not — und Helia lächelte — und weiter, von Winkelrieds Heldenmut und vom Sieg der Eidgenossen — und Helia lächelte — und wie ich mit flopfendem Herzen und stockendem Atem vom Tode des Helden und

von der Trauer seiner Kinder sprach, da sahen mich die blauen Augen erstaunt an, und — Helia lächelte! Da wußte ich auf einmal, daß dieses so innig geliebte Geschöpflein ein Gegenstand war, tot und ohne Empfindung. Im ersten Schreck über diese Entdeckung rutschte ich vom Baume hinunter, warf meine Puppe unbarmherzig in die rosigen Blütenblätter am Boden und rannte davon in Schmerz und Entsezen. Dann aber kam eine große Beschämung über mich und dieses Bedauern mit der verachteten Helia. Ich lief zurück, hob die Verlassene vom Boden auf, küßte das lächelnde Gesichtchen und schwor mir in meinem Herzen, nun doppelt lieb und freundlich mit ihr zu sein. Den ganzen Tag trug ich sie mit mir herum, gab ihr Blumen in die ledernen Händchen und nahm sie abends sogar zu mir in mein eigenes Bett; aber der Schmerz wich nicht mehr von mir. Als ich am Morgen erwachte, lag meine Puppe steif und kalt neben mir, das Porzellangesicht glänzte, und die gläsernen Augen starrten in die Sonne hinein. Ich aber fühlte in mir eine große öde Leere und schmerzliche Trauer. Ich kleidete Helia an, sorgte für sie wie immer; aber es war alles fertig und tot. Einige Tage nachher trug ich meine Puppe samt ihrem Bettchen auf die Bodenkammer, und ich habe sie nie mehr heruntergeholt. Damit aber war die erste wichtige Phase meines Lebens abgeschlossen, und heute noch kann ich mich eines sonderbar beschämenden Gefühls nicht erwehren, wenn ich unter den Spielsachen meiner Kindheit Helias rotes Sammetkleidchen erblicke — — —

Schneller und leichter kam ich innerlich über meine zweite Treulosigkeit hinweg. Ich war damals schon ein großes Mädchen, als ich eines Tages irgendwoher Raffaels bekanntes Jugendbildnis erhielt. Es war fein und sauber auf ein Elfenbeintäfelchen gemalt und entzückte mich im allerhöchsten Grade. Ich sah in diesen träumerischen Augen eine Welt von Schönheit, und etwas Herrlicheres als dieses weiße Gesicht in den langen dunklen Locken konnte ich mir überhaupt nicht denken. Ich trieb einen wahren Kultus mit dem Bildchen, trug es immer bei mir, betrachtete es während der Schulstunden — kurz, ich machte aus meinem Raffael eine Art Privatheiligen, der mir besser und schöner erschien als alles Lebendige in der Welt. Dies dauerte solange, bis ich eines Tages entdeckte, daß dem Gesicht etwas fehlte, daß es einwenig langweilig war. Darüber große Bestürzung und Scham! Ich quälte mich und suchte nach dem Grunde meiner veränderten Gefühle — aber mein Raffael wurde von Tag zu Tag langweiliger, seine Augen immer ausdrucksloser! Da griff ich in meiner Angst zu einem verzweifelten Mittel: ich malte ihm unter die feine lange Nase einen strammen Schnurrbart hin — mein Raffael war verschwunden, und ein fröhliches Männergesicht lachte mir entgegen. Zuerst war ich entsezt; dann aber wirkte die Metamorphose so komisch auf mich, daß ich mit eins meine Gewissensbisse vergaß und das Täfelchen lachend in eine Schublade warf — — —

Ja, ja, wenn man nur stets im richtigen Augenblick den Mut fände, seinem Raffael den Schnurrbart hinzumalen! Aber — und eben wollten meine Gedanken jene Richtung einschlagen, die in des Lebens dunkle Bahnen führt, als ein lautes Schellen mich plötzlich aus meinen Erinnerungsträumen aufweckte und neben mir der auf-

schreckende Galleriewärter halb noch im Schlafe rief: «Ora si chiude, Signorina!»

Solch einen Kerl sollte man eigentlich im Leben immer neben sich haben, der einem im richtigen Augenblick sein «Ora si chiude» zurieste!

Wie ich zwischen den Statuenreihen des Michelangelo hinschreitend die Accademia delle Belle Arti verließ, wußte ich es, daß ich morgen Herrn Schwarzmann aufsuchen würde. Es handelte sich auch in diesem Falle darum, dem Raffael seinen Schnurrbart zu machen.

* * *

Die Sonne zog ihre glühende Bahn schon nach den westlichen Hügeln von Bello Sguardo hinunter, als mich des andern Tags ein schwerfälliger Wagen nach der Via d'Agnolo führte; aber noch lag die Mittagshitze brütend in den sonnigen Gassen und lähmte das freudige Straßenseben von Florenz. Schlastrunken saß mein Kutscher auf seinem Bock und ließ automatische Peitschenhiebe auf den magern Schimmel niederfallen, der in mühseligem Trott den schweren Wagen nach sich zog, und dickeibige Bremsen kreisten taumelnd um das gequälte Tier. Schwermüthig verhälsteten die singenden Rufe der Limonadenverkäufer in der zitternden Luft, und den müden Gärten entquoll der heiße, schwere Duft welkender Blumen.

In meinem Innern bewegten sich die Fragen, die mich seit gestern nicht mehr verließen. Wie werde ich Herrn Schwarzmann wiederfinden? Warum malte er Kopien in kleinem Maßstab, er, der vor zehn Jahren mit so hohen Hoffnungen ausgezogen? Und warum machte er der Venus ein schiefes Gesicht? Und mich verfolgte das Bild jenes armen alten Kopisten, den ich vor kurzem in den Uffizien mit schmerzlicher Rührung beobachtet. Gebückt, mit trüben, halberloschenen Augen saß der Greis vor seiner Staffelei und suchte mit müden zitternden Händen das blühende Leben von Tizians Flora auf einer kleinen Leinwand festzuhalten. Doch wie ich, um mein neugieriges Beobachten zu maskieren, zu ihm sprach: «Es muß doch eine schöne Befriedigung gewähren, solche Meisterwerke nachzuhauen zu können!» antwortete er mit mattem Lächeln: «Glauben Sie, Signorina? Wenn man ein Bild zum zehnten Mal kopiert und es immer noch nicht so fertig bringt, wie man wollte?» Und ohne nur von seiner Arbeit aufzusehen, pinzelte er mechanisch weiter. Da fiel mein Blick auf den großen alten Malkasten, der offen neben ihm stand, und ich entdeckte eine ganze Welt von Lebenslust und Jugendfreudigkeit, die frohe Künstlerslauhe auf die Innenseite des Deckels gebannt: ein wilder übermütiger Reigen winzig kleiner Figürchen, Jünglinge und Mädchen in der Tracht der Bierzigerjahre! Und vor mir sah ich dieses Leben voll schmerzlicher Enttäuschung und schmerzlichen Enttäusgens, diesen langen steinigen Weg, der vom lebensvollen, zukunftsreudigen jungen Künstler zum alten stumpfen Berufskopisten führte, der täglich in seinem alten treuen Kasten das Symbol verlorener Jugendfreude mit sich in die Gallerien trägt.

Das Bild dieses armen Alten ließ mich heute nicht los. Warum? Herr Schwarzmann war doch noch kein Greis! Ich rechnete nach und fand, daß er höchstens vierzig Jahre alt sein konnte. Warum aber kopierte er

die Primavera^z in kleinem Maßstabe? Und warum machte er der Venus ein klaglich schiefes Gesicht? Eine innere Stimme sagte mir, daß ich in ihm einen Gebrochenen, einen Abgestumpften wiederfinden würde, und wieder kehrte ich zu der Frage zurück: Warum ist es so gekommen? Da hielt mein Wagen plötzlich in einer engen, schattigen Straße an. Wie ich aber unter der hohen Türe von Nr. 6 stand, fühlte ich auf einmal, daß es besser war, nicht hineinzugehen. Warum den Unglücklichen mit Erinnerungen aus Hoffnungsfrohen Tagen peinigen? Allein schon trat mir der höfliche Ladenbesitzer aus dem Erdgeschoß, der mein Zögern gesehen, entgegen, fragte mich nach meinem Begehr und wies mich, da ich mechanisch den Namen Schwarzmann nannte, eine steile dunkle Treppe hinauf.

Da stand ich oben mit klopfendem Herzen, beinahe wie damals, als ich meinem Lehrer den Abschiedsbesuch mache. Einen kleinen Lichtstreifen, der durch das schmale Fensterchen in den Treppenraum fiel, benützend, schrieb ich auf meine Visitenkarte ein paar erklärende Worte. Ich wollte ihm und mir das Unangenehme des Eichnichtwiedererkennens ersparen. Ich klingelte. Ein weibliches Wesen, das ich in der Dunkelheit des Korridors nicht erkennen konnte, nahm meine Karte in Empfang, schob mich stumm in ein Zimmer, und hinter mir schloß sich die Türe. Ich stand im Empfangsraum des Herrn Schwarzmann.

Eine merkwürdig angenehme, wohltuende Frische erfüllte das hohe, von der Sonne abgekehrte Gemach; es lag etwas in der Luft, was mich nach der heißen Wagenfahrt anmutig erquickte wie Waldezauber. Unwillkürlich sah ich mich in dem Zimmer um, nach dem Grunde dieses eigentlich beglückenden Etwaß zu forschen, das den ganzen Raum zu erfüllen schien. Über ich konnte nichts anderes wahrnehmen als ein behagliches deutsches Polstermöbel mit sauber fühlen, blaugeblümten Kattunüberzügen, die angenehm mit der bläulichen Tünche des Zimmers übereinstimmten, einen heimeligen großen runden Tisch mit weißer Decke und einen duftenden Strauß von frischen, kaum erschlossenen gelben Rosen. Der breite weiße Kamin trug auf seinem Gesimse eine lange Reihe grüner Hängpflanzen, die feinverzweigte spielende Ranken über den weißen Marmor fallen ließen, und neben dem einzigen Fenster, durch dessen rieselnde weiße Gardinen das Licht blaß und unsicher hereindrang, stand ein breitspuriger Blumentisch von großblättrigen Aspidistren erfüllt. Das waren alles gewöhnliche, alltägliche Dinge, und ich konnte immer noch nicht begreifen, worin der merkwürdige Zauber, das beglückende Wohlbehagen, diese frische Anmut lag, die der schlichte Raum zu atmen schien. Da entdeckte ich halb versteckt zwischen den Pflanzen des Kamins eine kleine Photographie, und ich begriff. Es war das Bild einer jungen Mutter mit ihrem strampelnden Kleinen auf dem Schoß. Ein feines, schlichtes, anspruchsloses junges Weib; aber auf ihren weder besonders regelmäßigen noch bedeutenden Augen lag ein großer Liebreiz. Sie hatte jene eigentlich Augen, die zugleich traurliche Güte, innigen Ernst und sonnige Lebensfreude blicken, Augen, wie man sie so selten findet und wie sie denjenigen Menschen eigen sind, die ihre ganze Umgebung zu beglücken pflegen. Ich fühlte, niemand anders als

sie konnte es sein, deren Wesen in diesem einfachen Zimmer soviel anmutige Frische zurückgelassen hatte, und auf eins verflog mein ganzes Mitleid mit Herrn Schwarzmann — Da öffnete sich die Türe, und er erschien. Etwas kleiner, etwas dicker, als ich ihn in Erinnerung hatte, und von den Schläfen aus zog sich ein weißlicher Schimmer über die dunkeln Locken. Aber sonst noch ganz der Alte, wie er mit funkelnden Augen mir beide Hände entgegenstreckte und, seine starken Nasenflügel lebhaft betätigend, ausrief: „Wie freut es mich, Sie hier zu sehen, mein Jungfräulein! So ist Ihnen also die Gnade zuteil geworden, uns in der Stadt der Schönheit zu besuchen!“ Ich hatte mir zum voraus eine kleine Lüge zur Erklärung meines Besuches ausgedacht, um die fatale Primavera aus dem Spiel lassen zu können; aber ich bedurfte ihrer nicht. Herr Schwarzmann schien es ganz selbstverständlich zu finden, daß ich von ihm und seinem ganzen Schicksal aufs beste unterrichtet sei; ja, es hatte sogar beinahe den Anschein, als ob er glaubte, ich sei um seinetwillen hergekommen. Wenigstens fragte er kein Wort nach den Ursachen meiner Anwesenheit in Florenz, sondern sogleich übergoß er mich mit einem Strom von schönen Worten, als ob wir uns gestern lebwohl gesagt hätten und er nach kleiner Unterbrechung sein Gespräch von damals fortsetzte. „Sie sind noch etwas zu frühe gekommen, meine Liebe,“ sagte er mit ernsten Augen; „noch ist mein künstlerischer Genius nicht zur vollen Geltung gelangt. Immer noch kämpft das grausame, neidische Schicksal gegen mich an und sucht mit Macht zu unterdrücken, was in mir nach Leben ringt. Aber es soll ihm nicht gelingen!“ Diese Anklagen gaben mir ein leises Gefühl von Entrüstung, wie ich es immer habe, wenn man das Schicksal schmäht, und auf die kleine Photographie deutend, fragte ich: „Ist dies nicht Ihre Frau?“ „Ja, sie ist es, und sie ist ein gutes, liebes Weib, eine treue Mutter meinem Sohne; aber — zu Ihnen gesagt — die Künstlerseele sollte sich in keine Banden, auch nicht in die der Ehe schlagen lassen! Ich habe mich an meinem Genius versündigt, als ich mein Ohr der Sprache des Herzens lieh. Zur Strafe dafür mußte ich mit Unterricht, mit öder Kopistenarbeit den Unterhalt für meine Familie verdienen, während meine Künstlerseele darbte; denn das Kopieren sollte denjenigen überlassen sein, die nicht die Schöpferkraft in sich tragen, die ich fühle. Aber der Tag wird kommen, wo die großen Pläne, die in mir reisen, zum Ausdruck gelangen werden, und dies wird der Tag meines Glückes sein!“ Ich fühlte mich angewidert von diesen Aussprüchen, und es schwiebte ein hartes Wort über wahren Genius und Schicksal auf meinen Lippen, als sich die Türe leise öffnete und Frau Schwarzmann erschien. Sie war ganz so, wie ich sie mir nach dem Bilde vorgestellt; nur lag ein etwas müder Zug, von dem das Jugendbild nichts wußte, um den angenehmen Mund. In einfacher Herzlichkeit reichte sie mir die Hand, mich als die einstige Schülerin ihres Mannes willkommen heizend, und während ihr Mann, dem sie die Anwesenheit eines Schülers gemeldet, das Zimmer verließ, erkundigte sie sich mit feinem Takt, ohne Neugierde und doch mit warmer Teilnahme nach meinem Leben in Florenz. Wie ich ihr aber frei und vertraulich wie einer alten Bekannten von meinen

Eindrücken und meiner Beschäftigung erzählte, sah sie mich plötzlich mit erschrockten Augen an: „Sie treiben Kunststudien?“ Und dann mit dem Ausdrucke tödlicher Verlegenheit: „Mein liebes Fräulein, ich habe eine große Bitte an Sie. Nicht wahr, wenn Ihnen mein Mann von seinen Plänen spricht oder Ihnen sogar Entwürfe zeigen sollte, dann ... Nicht wahr ... Sie wissen, mein Mann verkehrt hier mit gar keinen Künstlern oder Künstlern ...“ „Berehrteste Frau, seien Sie überzeugt, daß ich es niemals wagen würde, an meinem eifrigsten Lehrer ungebetene Kritik zu üben!“ Sie drückte mir dankbar die Hand, und dann, indem sie mich aus ihren hellen, herrlichen Augen ehrlich anblickte: „Denken Sie nicht schlecht von mir als einer Frau, die ihren Mann belügt, weil sie ihn für einen Schwächling hält; aber ich kenne meinen Rudolf so genau und weiß so gut, wessen er bedarf. Ein Schwächling ist er gewiß nicht, nein; denn er bringt seine Familie mit ehrlicher Arbeit allein brav und tüchtig durchs Leben, da ich ihm, das Kind eines armen Künstlers ohne Ruf, nichts in die Ehe mitbringen konnte. Aber ich bin freilich auch keine verblendete Künstlersgattin. Ich weiß heute ganz genau, daß seine Künstlerträume, an die ich in der ersten Zeit unserer Ehe selbst noch glaubte, eben Träume sind, Illusionen — aber er darf es nicht wissen! Sie werden das vielleicht nicht begreifen; Sie werden es unrecht, verleidet finden, einen lieben Menschen einem Phantome nachjagen zu lassen. Auch ich habe einmal so gedacht; aber ich habe endlich gelernt, daß wir das Recht nicht haben, einem Menschen seine Illusionen zu nehmen. Der Glaube an seinen Genius ist meinem Manne so nötig wie mir die Liebe zu meinem Kinde, und er wird ihn solange behalten, als er die Zeit nicht findet, an die Ausführung seiner Pläne zu gehen, und dafür ist zu seinem Glück auf lange hinaus gesorgt. Denn, was er als sein Verhängnis anschaut, ist im Grunde sein Glück, das er genießt, ohne es selbst zu ahnen. Wenn Sie wüßten,“ fuhr sie mit heiterm Lächeln weiter, „wie lieb meinem Mann im Grunde seine geschmähte Arbeit ist! Welchen Anteil er an seinen Schülern nimmt und mit welcher Hingabe er an seinen Kopien und Genrebildchen arbeitet! Aber er gehört nun einmal zu jenen Menschen, die das Glück immer dort suchen, wo sie nicht sind, und dies läßt sich eben nicht mehr ändern. Früher habe ich wohl oft darunter gelitten; aber ich weiß nun, daß es in Gottes Namen so sein muß. Die Haupfsache ist, daß er sich in Wirklichkeit doch recht wohl befindet.“ Und nach einer Pause fortlaufend: „Ich habe Ihnen manches gesagt, mein liebes Fräulein, was ich sonst vor keinem Menschen ausgesprochen; aber ich weiß, daß Sie mich verstehen.“ Mit diesen Worten reichte sie mir ihre feine kräftige Hand, die ich, keiner Antwort fähig, in Verehrung küßte. In diesem Augenblick erschien Herr Schwarzmann unter der Türe und sah mit stummem Entsezen auf die Szene. Errötend zog sie ihre Hand zurück, während ich dem Ueberraschten lachend entgegenrief: „Herr Schwarzmann, werden Sie nicht eifersüchtig; ich habe mich soeben gewaltig in Ihre Frau verliebt!“ Und ich sah ein paar Augen, wie ich sie zuvor niemals an ihm gesehen, so ganz voll verständnisloser Verblüfftheit waren sie, und es geschah, was mir an Herrn Schwarzmann noch nie



Kinderbildnis.

Nach dem Gemälde von Ernst Würtenberger, Zürich.

begegnet: er fand keine Worte. Da ertönten plötzlich auf dem Korridor polternde kleine Schritte. Mit Getöse flog die Tür auf und mit dem Rufe: „Sieht weiß ich, was ich werden will!“ stürmte ein frischer kleiner Junge von etwa acht Jahren ins Zimmer: schwarze Locken, leuchtende dunkle Augen, ein großer lachender Mund und dazwischen — das feine, lecke Stumpfnäscchen seiner blonden Mutter! Bei meinem Anblick wollte der Kleine sich schleunigst zurückziehen; aber lachend hielt ihn die Mutter fest: „Denk nur, das Fräulein war einmal als kleines Mädchen die Schülerin deines Vaters!“ Da sah er mit erstaunten Augen von einem zum andern: „Ist denn Papa schon so alt?“ Und, da niemand antwortete, mit Lebhaftigkeit zu seinem früheren Gedanken zurückkehrend: „Weißt du, was ich werden will, Mama? Carlo und ich haben es zusammen abgemacht: Architekt will ich werden; dann werde ich ein reicher Mann und baue dir auf dem Monte Ceceri ein wunderschönes Haus, und dann kann Papa den ganzen Tag malen, was er will, und braucht gar keine Kopien mehr zu machen!“ „So große Pläne hast du, kleiner Fabelhaus!“ sagte die Mutter mit sonnig liebkosendem Blick. „Weißt du, dann mußt du aber vor allem deine Schulaufgaben gut lernen!“ Da reckte sich der kleine Mann in seiner ganzen Länge auf und sprach mit komisch ernster Wichtigkeit: „Ich habe heute im Rechnen die beste Note gehabt.“ Seine Mutter schloß ihn lachend in die Arme: „Ja, du bist ein braver, lieber Junge!“ Herr Schwarzmünn aber sprach mit düstern Augen: „Vergiß nur über dem Rechnen die Ideale des Lebens nicht, mein Sohn; dann kann etwas Rechtes aus dir werden, wenn das Schicksal besser mit dir umgeht als mit deinem Vater!“ Und fragend schauten die großen Kinderaugen drein: „Was ist denn das, Ideale?“

Ich erhob mich. Durchs Fenster kündigte sich der rostige Abend an, es war Zeit aufzubrechen. „Und wann sehen wir Sie wieder?“ „Das kann lange gehen; denn in wenigen Tagen reise ich heim in die Schweiz.“ Da sah ich, wie über das Gesicht der liebenswürdigen Frau

ein Zug von glücklicher Erleichterung ging. Ich begriff es. Sie hatte mir heute von Dingen gesprochen, die man nicht einem Menschen sagen möchte, den man öfter vor Augen hat.

Unten an der Treppe, wohin mich Herr Schwarzmünn begleitete, reichte ich meinem alten, einst so vergötterten Lehrer die Hand: „Mein lieber Herr Schwarzmünn, Ihre Familie hat es mir angetan! Wissen Sie eigentlich, daß Sie ein glücklicher Mensch sind?“ Da antwortete er mit einem tiefen Seufzer: „Wenn Sie das nächste Mal wiederkommen, hoffe ich es zu sein.“

„Und nun,“ fragte ich mich, als ich wieder in meinem Wagen saß, „kann ich meinem Raffael den Schnurrbart malen?“ Ich blieb mir die Antwort schuldig. Es war etwas an diesem grotesken Phantasten, an diesem armen Toren, was mir das Lachen unmöglich machte. Ich sah noch vor mir die tiefen, liebkosenden Augen der Frau, die ihn liebte, und noch hörte ich ihre wehmütigen Worte: „Er gehört nun einmal zu jenen Menschen, die das Glück immer dort suchen, wo sie nicht sind!“

— Gehören wir nicht alle mehr oder weniger zu jenen Menschen? Jagen wir nicht alle einem Phantome nach und bleiben in den wezenlosen Träumen der Zukunft so leicht unempfindlich für den lebendigen Hauch der Gegenwart? Und wieder fiel mir meine Jugendfreundin ein und wie wir zusammen unter den blühenden Weiden saßen und goldene Träume spannen. Und heute nach zehn Jahren? Sie ist über das Meer gezogen, hoffend, in der rauhen Fremde das Glück zu finden, das ihr die Heimat nicht gab, und ich? . . . Schüchternd fuhr mein Wagen durch die langen Gassen, in die sich mit wohliger Kühle der Abend senkte, das frohe Treiben in der Stadt des Lebens aufwöckend, und all die schönen, hell gekleideten Menschen rings und all die glücklichen, lachenden Gesichter schienen nur eine Lebensweisheit zu kennen, sie hieß einst in der Sprache des prächtigen Lorenzo:

«Chi vuol esser lieto, sia:
Di doman non c'è certezza!»



zu Ernst Bahns neuestem Novellenbuch.

Mit vierzehn Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von
Ernst Zahn, Göschchen.

Die Zürcher werden jetzt nicht mehr sagen können, daß Ernst Zahn immer „nur“ von seinen Bergen, von den Menschen seiner Berge rede. Wie die Novelle, die an der Spitze dieses Bandes steht, allein ihre erste Reise in die Welt mache, da lief so schnell wie das Feuerlein am Schwefelfaden, wo man kam und sprach, die Rede um: „Haben Sie die neueste Rundschau gelesen? Haben Sie Bahns Neuestes gelesen?“ Ganz augenfällig hat er diesmal ein Stück aus unserm eigenen lebhaften Zürich gebracht, aus dem lieben alten. Man wies sich das Haus, und den ältern Leuten gingen Augen der Erinnerung auf. Die kannten noch so etwas von den Leuten. Eine der Gestalten aber lebt noch in allen. Vertraut wie in seinen Knabenjahren mußten ihm also die Winkel und die Gassen und die Leute seiner Stadtheimat geblieben sein; er brauchte sie nur wieder heraufzurufen in die Stille seines heimeligen Stübbchens weit oben in den Bergen.

Verena Stadler heißt die Bravé, deren starke Arme drei Generationen eines Hauses halten, führen und pflegen



Ernst Zahn am Wege nach Gurtnellen.